

(Nachdruck verboten.)

4 Zwischen zwei Herzen.

Erzählung von L. Verni.

Wöglich rüttelte Bianca sich auf, rief nach der Jungfer und befahl ihr, den Schlafrock ihres Mannes zum Wärmen an den Ofen zu hängen. Dann kehrte sie seelenruhig zur Vergangenheit zurück, um liebe Erinnerungen zu wiegen, und sagte schließlich zu sich selbst: Es war doch ein edler Mensch, Ugo! Schade, daß er nicht aus guter Familie war. . . . Wenn er wenigstens reich genug gewesen wäre, um die Abstammung des Vaters vergessen zu lassen! . . .

„Immer noch auf!“ rief Alberto freudig, als er nach ein Uhr in der Villa ankam. „Ich habe Dir schrecklich viel zu erzählen. Sehr gutes Essen; ein noch Nummer eins, der von Capitani. Hab' ein Auge auf ihn, falls er wegginge. . . . Verschiedene Bekannte da, unter andern . . . na, rate einmal. . . . Ugo Adinolfi! Besonders deshalb aus der Lombardei gekommen. Und, Du kannst mir glauben, er hat auch eine passable Rede gehalten; anfangs verlegen. . . . dann kam er ins Feuer. . . . sogar zu sehr, denn er warf ein Glas Champagner um. Aber er redete ruhig weiter. Natürlich das übliche Thema, weder unterhaltend noch gut gewählt: die Arbeiter und ihre trostlose Lage, die üblichen großen Worte, die üblichen Hörer, der übliche Beifallssturm. Aber doch ein großer Einfaltspinsel, Dein Ugo!“

„Wieso?“ fragte Bianca, ein wenig verlegt.

„Erst macht er ein schiefes Gesicht, bei der Aufforderung zu Reschickoff zu kommen; dann macht er Redensarten, als ich ihm einen Platz im Wagen anbot. . . .“

„Er ging immer aus Vorliebe zu Fuß.“

„Ach was! bei dem Regen. Und jetzt kommt erst das Tolle: in der Via di Parione hören wir Kravall, der Kutscher hält an und ich frage, was los sei. Betrunkene, die mit Messern auf einander gehen, sagt der Kutscher. Also vorwärts, sage ich. Inzwischen hat aber schon unser Adinolfi den Schlag aufgerissen und ist schon halb draußen. In der Sündstut haben wir ihn absehen müssen! Nachher bei der Reschickoff hat er mir gesagt. . . .“

„So schmutzig ist er noch dahingegangen?“

„Nein, er war am Ausgang, um mir den Schirm zurückzubringen. . . . Hat er mir also gesagt, er habe absteigen müssen, weil unter den Betrunknen ein Bekannter von ihm gewesen sei, oder einer, der ihm einmal ein Bild angeschwätzt hat. . . . ein tüchtiger Künstler, aber ein Lump. Er scheint auch verwundet gewesen zu sein, so ein halber Ungar, Polade, was weiß ich. . . . Dejahannis, oder so. . . . Nein, die Verwundung hatte nichts auf sich. . . .“ fügte Alberto hinzu, als er Bianca erschrecken sah.

„Dejahannis? Ostar Dejahannis? Das ist ja Elises Mann!“

„Wirklich? Na, an dem hat sie was Rechtes! Also höre, bei der Reschickoff war natürlich die ganze Eröme — na, und auch Zucker und Salz! Welch fade Nichtigkeiten hat uns nicht Sollini aufgetischt. Und die Zunge von Deppo di Neri kennst Du ja — nicht ungefalzen und auch nicht ungepfeffert. Aber amüsant. Wir waren den ganzen Abend zusammen. . . .“

Und in diesem Stile fuhr Alberto vergnügt und gemüthlich fort, seine bissigen Kritiken, zweideutigen Anekdoten und mehr als zweideutigen Abenteuer zum besten zu geben. Bianca hörte lächelnd zu, alles gern himmelnd, auch einen derben, lauten Ruf, den er gelegentlich auf ihre zarten Lippen drückte.

V.

„Gute Pflege ist nötig, gute Pflege.“ sagte der Bezirksarzt, den Elise endlich wieder an das Bett der Kleinen gerufen hatte, und er sagte es mit jener brutalen Offenheit, mit der man nur dem Armen begegnet. Aber er war kein schlechter Mensch, nur derb und ungeschliffen. Und als er den schmerzlichen Ausdruck der Mutter sah, that sie ihm leid; er hätte das gethane Unrecht gut machen wollen und wußte nicht wie. Auch er wankte nicht in Reichthümern; aber er spielte nervös mit ein paar Franken, die er lose in der Hosentasche hatte, und er hätte Gott weiß was darum gegeben, sie hier lassen zu können, in jenem elenden Zimmer, und fortzugehen. Aber

vor dieser hohen, vornehmen Gestalt, deren elegante Bewegungen und unbewußt herablassende Höflichkeit die vornehme Geburt verriet, fühlte sich der arme dicke gute Mensch, der nicht die Spur Vornehmes hatte, besungen und verlegen, und er zerbrach sich den Kopf und spielte mit seinen Franken. Wie die armen Nachbarnfrauen, die Elise so von Herzen gern beigestanden hätten, so fühlte auch er seinen Mut wanken, wenn es galt, ihr etwas anzubieten.

Und während er mit gesenktem Kopf in Sähen die Treppe hinunter eilte, tröstete er sich, trübselig vor sich himmelmelnd: auf alle Fälle — jetzt kommt es doch nicht mehr darauf an! . . .

Die arme Mutter, die zurückgeblieben war, den Kopf in die Hand stützend, dachte angstvoll nach. Sie musterte den Raum, langsam einen nach dem andern der wenigen Gegenstände betrachtend. „Nein!“ sagte sie leise, als sagte sie das Ergebnis der Musterung zusammen, „nein, ich muß Bianca bitten. Ein Bissen von ihrem Mittagbrot reicht aus, reicht für sie“, und sie blickte inbrünstig zu ihrem Kinde.

Wie sie in das liebe blasse Gesicht sah, war ihr, als hinge alles daran, um diesen Bissen zu bitten, diesen Bissen zu erhalten: es erschien ihr als der letzte Lichtstrahl in der Ferne, der, wenn sie ihn nur erreichen könnte, ihr neue Ausblicke der Hoffnung gesichert hätte. Dann verdunkelte sich ihr Gesicht blitzartig durch einen nicht gerade edlen, aber doch menschlichen Gedanken. Bianca würde alles durch den arroganten Diener herfschiden. Sie würde die Hand ausstrecken, sie würde Danke sagen müssen, und der Mensch sagte sich nicht einmal an den Gut! Aber gleich darauf bereute sie diese Regung, schämte sich ihrer. Was kam darauf an? Angesichts dieses Geschöpfes, dieses lebenden Leichnams war alles, alles gleichgültig. Ein lebender Leichnam! Und gegen ihren Willen trat in ihrem Geiste die traurige Frage hervor, die sie sich in ihrem Innersten so oft während der Besuche der Freundin gestellt hatte: wie konnte Bianca zusehen, wie ein lebendes Wesen sich vor ihren Augen verzehrte, verlosch und starb, und unablässig dieselben Spielsachen, dieselbe ewige Bouillon schiden? Wie konnte sie immer wiederkehren mit demselben sanften Lächeln, denselben Brillanten, denselben liebevollen Redensarten? Nie ein ehrfürchtiges verstehendes Schweigen, nie ein aus dem Herzen hervorbrechendes Wort. Dann packte sie von neuem die Keule, sie schante sich ihres Undankes. Bianca ist guten Herzens, dachte sie — es liegt nur daran, daß sie manches nicht begreift. . . . und das ist natürlich! Bei ihrem allseits leichten, glatten Leben, wie konnte sie das verstehen? Sie muß mir ein Herz fassen und sie bitten.

Während sie aber mit allem Eifer diesen Erwägungen nachging, brach es aus ihrem Herzen hervor wie ein heißer Strom der Empörung. Heiliger Gott! Wie konnte man das nicht verstehen! Hätte sie selbst es nicht verstanden an Biancas Stelle, hätte nicht jeder andere Mensch es verstanden? Und wenn sie verstanden hätte und helfen wollen — was hätte die Zauberwelt des Geldes nicht thun können: berühmte Aerzte, nahrhafte Speise, Aufenthalt im Freien, Fahrten in frischer Luft, in einem weichen Wagen, den man je nach dem Wetter schließen oder öffnen kann, ohne Erschütterung. Und das arme Kind — sie wollte es nicht einmal sich selbst eingestehen, so bitter machte sie der Gedanke — das Kind würde sich erholen, würde leben. Die Mutter ertrug den grausamen Gedanken nicht. Sie sprang auf; um ihn abzuschütteln, fing sie an, im Zimmer aufzuräumen, und zwang sich, durch Ueberlegen den Impuls zurückzuhalten, wie einer, der gewaltjam ein Ventil schließt über einem Kessel mit allzu hohem Druck. Mechanisch sagte sie vor sich hin: ich muß mir ein Herz fassen und sie bitten, Bianca ist im Grunde ein guter Mensch, meint es gut mit uns. Es war eine Art Wiegenlied, um die innere Warte einzukullern. . . .

Elise ist gut, dachte Bianca, einige Kilometer von beiden entfernt, ungefähr um dieselbe Zeit; es bedurfte der ganzen Kraft des alten Freundschaftsbandes, damit sie diese schmerzlichen Besuche machte. Denn gewiß — und wäre es nur um Marys willen — muß es ihr lieb sein, wenn ich komme; nach der Art, wie sie mich empfängt, sollte man es freilich nicht meinen! Es scheint immer, als wäre sie es, die eine Gunst erweist.

In der That, Elise fühlte, daß Bianca ihr gegenüber einen

etwas andern Ton hatte als früher; er war vielleicht nicht weniger herzlich, aber das frühere Gefühl der Verehrung und Bewunderung hatte sich plötzlich in ein liebevolles Mitleid gewandelt; sie selbst sah Bianca anders an, ein wenig von oben herab. Sie sah auf sie herab von der ganzen Höhe eines Berges tapfer ertragenen Leidens, wie ein von der Schwere eines langen Lebens Bedrückter auf ein gedankenloses Kind blickt, das mit seinen Spielsachen tändelt. So öffnete sich zwischen beiden Freundinnen eine Kluft, die schließlich ein Abgrund geworden wäre, deren Dasein aber beide heute schon schmerzlich empfanden.

„Mutterchen, kommt meine Bianca heute . . .?“
 „Ich hoffe . . .“, sagte Elise mit matter Stimme, „ich glaube bestimmt“, fügte sie schnell hinzu, als sie sah, wie bei dem Zweifel, den ihre Antwort barg, die Kleine einen schmerzlichen Ausdruck annahm. „Gewiß, sie ist gestern nicht gekommen, auch vorgestern nicht . . .“ und für sich dachte sie: „Armes Kind, ihr verlangt nur nach dem glänzenden Scheine des Reichthums.“

„Mutterchen, ich habe Hunger . . .“
 Die Mutter wandte ihr Gesicht ab und sagte mit unsicherer Stimme: „Ja, mein Herzchen, ich bringe Dir die Bouillon.“

Auf dem Tische in der Küche stand die übliche Bouillon in der üblichen Flasche, wie Bianca sie täglich sandte. Die junge Frau nahm das Papier, worin die Flasche eingewickelt war, brach aus dem Mauerwerk unter dem Herde zwei kleine Rohrstäbe, nahm die Querstange eines alten Stuhles und brach sie durch; mit all dem steckte sie ein kleines Feuer an und stellte die Fleischbrühe in einem irdenen Töpfchen auf.

Als die Mutter zurückkam, sah die Kleine angstvoll auf die Tasse und den Teller: es war nichts, als die Bouillon.

„Mutterchen, nichts weiter?“

„Nein, mein Herz, ich glaube, es ist besser so“, sagte Elise mit zitternder Stimme, ohne die Tochter anzusehen. Es war nichts da, außer ihrem Stück kalter und vertrockneter Polenta, aber für den geschwächten Magen des Kindes wäre das ja geradezu Gift gewesen; es ihr geben, hieße sie töten. Die Kleine sagte kein Wort weiter, richtete sich mühsam auf, die Augen fest auf die Tasse geheftet; sie kostete die Fleischbrühe und sagte müde: „Sie ist nicht ordentlich warm.“

„Armes Mäuschen“, rief die Mutter mit erzwungener Lebhaftigkeit, „was für eine Mama, was für eine dumme Mama Du hast! Nicht einmal ein bißchen Bouillon kann sie Dir warm machen! Aber jetzt ist einmal das Feuer schon aus, ein andermal mache ich es besser, nicht wahr?“

„Ja!“ und die kleine Stimme wurde immer schwächer.

„Aber die Bouillon ist sehr gut, sehr kräftig!“

„Ja, ja!“ wiederholte die Kleine kaum hörbar. Diese extraktartige Fleischbrühe, ohne irgend etwas dazu zu essen, war ihr so widerlich, geradezu ekelhaft geworden, daß sie dieselbe kaum herunterwürgen konnte. Zwei große Thränen rannen langsam die hohen, wachsfarbenen Wangen herunter. Die Mutter sah sie und das kleine Mädchen verstand, daß sie sie gesehen. Dennoch wiederholten beide zusammen: „Ja, sehr gut und kräftig!“

„Ich muß unbedingt Bianca bitten, dachte Elise.“

Als dann aber Bianca später erschien, rosig, mit den blonden, wohlgeordneten Locken auf der glatten Stirn, mit dem anmutigen Wesen eines Menschen, der vollkommen mit sich selbst im Frieden, in ungestörtem inneren Gleichgewicht lebt, da fühlte Elise ihr Herz klopfen und eine Spannung an der Kehle, die kein Wort hinausließ. Sie sah auf das gierliche Gesichtchen, auf die großen Brillanten, die das wenige Licht der Stube sich anzueignen schienen, und lächelte mit erzwungenem Lächeln bei den liebenswürdigen Worten, den gutgemeinten Redensarten. Nicht, daß all diese Neugierlichkeiten als solche ihr verhaßt gewesen wären: durchaus nicht; aber sorgenbedrückt und matt, wie sie war, schien ihr die Eleganz des Anzugs, der Glanz der Brillanten, die freundige Lebhaftigkeit in eins zu verschmelzen, in ein etwas voll jubelnden Frohsinns, das ihrem eigenen Selbst vollständig fremd war. Sie hörte wie betäubt zu und zwang sich mühsam zum Lächeln. Bianca fühlte sich verletzt, wie so oft vorher. Was sollte das bedeuten? Sie war eine einfache Natur, die weder durch die Mißhelligkeiten des Lebens noch durch die Festigkeit der eigenen Empfindung je jene inneren Katastrophen durchgemacht hatte, aus denen der Mensch hart und starr hervorgeht; so hatte sie keinerlei Schlüssel zu Elises Charakter, und sie wurde dadurch gekränkt.

Heute aber gewann ihre gute Laune die Oberhand und da sie mit der Absicht gekommen war, beiden die Zeit zu vertreiben — die Aermsten sahen ja nie einen Menschen — so wollte sie nicht umsonst gekommen sein. Gerade aus diesem Wunsche und auch in Folge der Fastnachtsstimmung der letzten Tage war sie von einer Gesprächigkeit und einer Ausgelassenheit, die bei ihr selten waren. Sie erzählte die Vergnügungen der letzten Tage: Den Ball bei Roschettis, die große Oper, das Diner bei Steniloff, wo alle in Kostüm erscheinen mußten, aber in einem komischen Kostüm, und wo ein sehr magerer Herr in einem Stiefel erschienen war — in einem Pappstiefel, versteht sich, — aber wir haben alle darüber gelacht! Als es dann aber Zeit war, zu Tisch zu gehen, wie sollte er es fertig bringen, sich niederzusetzen? . . .

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Die Diamantgruben von Kimberley.

Von den Städten des englischen Gebietes, in das gegenwärtig die Boeren einen Vorstoß unternommen haben, hat Kimberley die höchste Bedeutung, nicht sowohl wegen seiner Größe, denn es zählt nur etwas über 30 000 Einwohner, sondern wegen des Reichthums seiner unmittelbaren Umgebung an Diamanten. Während noch vor dreißig Jahren Indien und Brasilien die Hauptbezugsquellen für Diamanten waren, sind sie jetzt gegen die südafrikanischen Diamantendistrikte vollständig zurückgeblieben, und von der gesamten Produktion an den sogenannten Klapsteinen liefern wiederum neun Zehntel die Gruben von Kimberley.

Die ersten Diamanten Südafrikas wurden im Oranje- und Vaalfluß gefunden, wo man sie aus dem Geröll der Flussbetten in den river diggings, den Flusswäschereien, gewann. Mehrere Jahre hindurch ahnte niemand, daß auch außerhalb dieser Flussgebiete Diamanten anzutreffen wären. Erst im Dezember des Jahres 1870 fand man zufällig auf der Farm des Boeren Du Toit auf dem Plateau zwischen dem Vaal und dem Modder einige Diamanten, und hier entstand nun alsbald die erste der vier bedeutendsten Gruben Kimberleys, die Du Toit-Grube. Nicht lange darauf wurde die zweite Fundstelle auf der Farm Voornigtjes des Boeren de Beer entdeckt, die nur einen Kilometer von der ersten Grube entfernt war und Vullfontein-Grube benannt wurde. Auf derselben Farm wurde dann die dritte, nördlich gelegene de Beers-Grube angelegt, und unweit dieser, etwas mehr nach Westen, traf man auf die vierte Fundstelle, wo die Colesberg-Kopje-Grube entstand. Zwischen den beiden letzten Gruben wurde von den herbeigeströmten Diggerscharen die Stadt Kimberley gegründet. Infolgedessen erhielt später die Colesberg-Kopje-Grube den Namen Kimberley-Grube. Sie wurde die ertragreichste von allen. In den folgenden Jahren wurden noch an sechs anderen Stellen im weiteren Umkreis von Kimberley diamantentführende Ablagerungen entdeckt, die aber an Ertragsfähigkeit die vier ersten Gruben nicht entfernt erreichten.

Die Umgebung von Kimberley zeigt, wie auch sonst die Karrewüste, an ihrer Oberfläche eine dünne Lage von rotem Thon, unter dem sich stärkere Schichten von Kalktuff hinziehen. Unter dem Kalktuff findet sich das sogenannte Riff vor, das aus grünlich-grauen Schieferstein besteht. Dieses Riff wird nun an den Punkten, wo die Gruben liegen, von kraterförmigen Kanälen durchbrochen, deren Ausfüllungsmasse sich scharf von den Schieferstein abhebt. Die bläulich-graue Ausfüllungsmasse, der blaue Grund nach der Sprache der Diamantgräber, macht im wesentlichen den Eindruck getrockneter Schlamm, der zahlreiche Bruchstücke eines grün- oder blau-schwarzen, serpentinartigen Gesteins miteinander vermischt. Der blaue Grund nun bildet die Lagerstätte der Diamanten. Außerlich machten sich die trichterförmigen Kanäle, bevor sie abgebaut wurden, kenntlich durch kleine Erhebungen, die von den umwohnenden Boeren als Kopje, Köpfschen bezeichnet wurden. Der Durchmesser der Kanäle beläuft sich auf 200 bis 300 Meter. Die Tiefe der Kanäle hat noch nicht festgestellt werden können. In der Kimberley-Grube, der tiefsten von allen, ist man bis 1300 englische Fuß vorgedrungen, ohne damit das Ende der diamantführenden Gesteinschichten zu erreichen.

Anfänglich betrieben die Diamantgräber in den diamantführenden Kanälen einen bloßen Raubbau. Die Gruben wurden in Parzellen von etwas über 80 Quadratmeter, die Claims, eingeteilt, in denen ein jeder Digger mit einigen gemieteten Kaffern auf seine Faust arbeitete. De Beers zählte 591, Vullfontein 886, du Toits Pan 1430 und die Kimberley-Grube 331 Claims. Die Auswahl unter den noch freien Claims stand einem jeden Digger frei. Für jeden Claim waren dem Grundeigentümer wöchentlich 10 Schilling Entschädigung zu zahlen. Das Gestein wurde mit der Spitzhade losgelöst, von den Kaffern in Zellfäden herausgetragen, mit hölzernen Keulen zerkleinert und mehrfach gesiebt. Der Rückstand von mittlerem Korn wurde darauf in einer dünnen Schicht auf einem Tisch ausgebreitet und nach Diamanten durchsucht. Im Laufe der Zeit vertieften sich die Claims immer mehr und zwar in einem recht verschiedenen Maße, da nicht in allen gleich-

mäßig gearbeitet wurde. So bildete bald ein stark bearbeiteter Claim eine quadratische Vertiefung mit mehr oder weniger senkrechten hohen Wänden, von denen sich fortwährend Stücke ablösten und herunterfielen, während langsam bearbeitete Claims als hohe Säulen stehen blieben, die dann zuweilen einsürzten und die Nachbarhaft überhöhten. In der zuletzt angebauten Kimberley-Grube ging man allerdings etwas umsichtiger zu Werke. Man ließ hier zwischen den Claimreihen Verbindungswege bestehen, die wenigstens die Fortschaffung der ausgelesenen Gesteinsmassen auf Karren ermöglichten. Da sich aber die Claims auf beiden Seiten der Verbindungswege mehr und mehr vertieften, so ragten diese bald als hohe Mauern auf, die nun abermals mit der Gefahr des Einsürzens drohten. Zudem war das Gestein der Verbindungswege ebenfalls diamantführend. Man fing daher später an, auch die Verbindungswege abzubauen und errichtete nun rings am Rande der Grube hohe Holzgerüste mit Binden, mit denen an Drahtseilen die Eimer, die mit dem Gestein gefüllt waren, heraufgezogen wurden. Die Grube bot zu dieser Zeit einen Anblick, als ob sie mit einem Netz von Spinnweben überzogen wäre.

Aber auch dieser Zustand war von keiner Dauer. Infolge des regellosen Betriebes rutschten große Gesteinsmassen vom Rande der Gruben in die Claims, beispielsweise im Jahre 1882 bei der Kimberley-Grube ein Niststück im Gewicht von 350 Millionen Kilogramm, Grubenwässer stellten sich ein, und mit der zunehmenden Tiefe wurde die Herauslösung des blauen Grundes immer schwieriger. Der Bewältigung derartiger Hindernisse war der einzelne Claimbesitzer nicht gewachsen. Allmählich wurden mehr und mehr Claims in den Händen kapitalkräftiger Digger vereint, diese schloffen sich wiederum zusammen, und aus solchen Vereinigungen bildeten sich allmählich Aktiengesellschaften.

Die Führung dieser Aktiengesellschaften übernahm bald die Gesellschaft der Beers Consolidated Mines Limited. Wie einflussreich diese Gesellschaft gegenwärtig ist, geht daraus hervor, daß von den 2415 655 Karat Diamanten, die im Jahre 1890 gewonnen wurden, 2195 112 Karat im Werte von über 67 Millionen Mark ihr allein zufielen. Mit der Bildung der Aktiengesellschaften begann die Ära des bergmännischen Abbaues und des Maschinenbetriebes, wie er jetzt auf den vier Hauptgruben üblich ist. In den blauen Grund werden gegenwärtig Schächte getrieben, von denen die Stollen abgehen. Die Gruben, in denen die fast nackten, schweißtriefenden Kaffern das Gestein mit der Spitzhade ablösen, sind elektrisch beleuchtet, Dampfmaschinen bewegen die Förderwagen auf Schienen, Dampfmaschinen heben die Behälter mit dem blauen Grund zu Tage und Dampfmaschinen setzen die Apparate in Bewegung, in denen die Gesteinsmassen gewaschen werden, um die Diamanten freizugeben. Jedoch sind zu diesem letzteren Prozeß nicht alle Gesteinsmassen sofort verwendbar. Aus einigen Gruben muß das geförderte diamantführende Gestein erst einem Aufbereitungsverfahren unterworfen werden. Zu diesem Zweck wird das Gestein in großen gepflasterten und ungedünnten Feldtrecken ausgebreitet und der Einwirkung der Witterung überlassen. Unter solchen Umständen vergehen bis zu neun Monaten, ehe es so nürbe geworden ist, daß es verwaschen werden kann.

Der Wert der Diamanten macht es erklärlich, daß die eingekerkerten Arbeiter, trotzdem sie fast nackt gehen und fortgesetzt bewacht werden, dennoch zahlreiche Diebstähle begehen. Um diese zu verhindern, hat man neuerdings das sogenannte Compound-System eingeführt. Man hält die farbigen Arbeiter während ihres dreimonatlichen Kontraktes in hofen, mehrere Morgen großen Gehägen, die von einem Drahtnetz überspannt sind und sorgfältig bewacht werden. In den Gehägen befinden sich die Hüften der Kaffern, aber auch Verkaufsstände mit Nahrungsmitteln, Schühäuser, Kirche und Bade-Anstalten. Die Farbigen kommen ausschließlich mit Beamten der Gesellschaften in Berührung und verlassen die Gehege nur, um zur Arbeit in den Gruben zu gehen. Am Schlusse des Kontraktes werden sie vor ihrer Entlassung nicht nur genau untersucht, sondern sie erhalten auch sehr kräftig wirkende — Laxiere, um etwa verschluckte Diamanten an das Tageslicht zu befördern!

Die Erfahrung hat gelehrt, daß gegenwärtig die Welt im Jahre ungefähr für 80 Millionen Mark Diamanten zu Schmucksteinen und zum technischen Gebrauch zu kaufen pflegt. Um den Preis nicht zu drücken, baut man daher in Kimberley jährlich nur 3 Millionen Karat Diamanten im Gewicht von 600 Kilogramm ab. Die Gesamtmenge der seit 1867 gewonnenen Steine beträgt 51 Millionen Karat oder 210 Centner. —

Wilhelm Frege.

Kleines Feuilleton.

t. Die Bienen als Meteorologen. Die Bienen haben ein Interesse daran, die Annäherung eines Regentwitters rechtzeitig zu erfahren und sich vor ihm in Sicherheit zu bringen. Man kann sich denken, daß ein Regenschuß, der einen Bienenschwarm beim Honigsammeln überraschen würde, ihn nicht nur um einen Teil des mühsam erbeuteten Blütenstaubes, sondern vielleicht auch zu erstem Schaden an seinem eigenen Leibe brächte. Daher haben die Bienen eine Art von Sicherheitsdienst eingerichtet, der sie vor derartigen Zufällen schützen soll. Ist der Himmel trübe, bewölkt oder neblig, so verlassen die Bienen niemals im ganzen Schwarm ihre Behausung,

sondern man sieht nur einzelne Insekten ihren Morgenausflug antreten. Liegt das Gerannnen eines Regens im Bereiche der Möglichkeit, so bleibt das Volk lieber im Bienenstock, unablässig nach dem Himmel ausschauend, ob sich die Wolken verziehen, und erst dann erfolgt ein Ausflug in die Felder. Auch bei Nebel fliegen die Bienen nicht aus, wahrscheinlich aus einem doppelten Grunde: erstens der Kälte und zweitens der Feuchtigkeit wegen, die von den Bienen beide als Todfeinde betrachtet werden. Die Abneigung der Bienen gegen den Nebel ist so ausgeprägt, daß man nach der Häufigkeit von Nebeln im Frühjahr, ohne sonst etwas von der Bienenzucht zu verstehen, geradezu die Güte der nächsten Honigernte voraussagen kann. Auch wenn nicht geradezu Nebel eintreten, so hat ein kaltes und nasses Frühjahr in jedem Falle einen nachteiligen Einfluß auf die Honigernte, nicht nur, weil die Blüten dadurch zurückbleiben, sondern auch, weil die Bienen eben das nasse und kalte Wetter fürchten. Wenn eine dicke Wolke die Sonne verschleiert, so kann man oft eine plötzliche Rückkehr der Bienenschwärme zu ihrer Behausung beobachten, auch wenn sich noch gar kein Regen einstellt. Man sieht dann Hunderte von Bienen aus allen Richtungen herzufliegen, die sich zum Haupteingange des Stockes drängen, um diesen nicht weniger eilig zu verlassen, wenn sich die Beforgnis als unnötig erwiesen hat. Aber auch die Bienen lassen sich trotz aller Wachsamkeit zuweilen von einem Gewitter überraschen und erleiden dann sicherlich großen Schaden. Wenn z. B. am Morgen ein Gewitter aus Südwesten oder Nordwesten aufzieht, und erst dann zum Ausbruch kommt, wenn die äußersten Gewitterwolken bis über den Zenith hinaufgestiegen sind, so fehlt den Bienen augenscheinlich die Möglichkeit, die Gefahr zu erkennen, weil die Sonne auf der anderen Hälfte des Himmels währenddessen unverhüllt bleibt, bis das Unwetter wirklich begonnen hat. Dasselbe kann eintreten, wenn am Nachmittag unter ähnlichen Bedingungen ein Gewitter aus Ost oder Nordost plötzlich hereinbricht. Bewölkt sich der Himmel aber langsam und verschwindet die Sonne allmählich hinter einer Wolkendecke, oder setzt ein Unwetter schon in größerer Ferne mit großem Donner ein, so verstehen die Bienen sofort die warnenden Zeichen und machen sich eiligst von dannen, um bei Zeiten den sicheren Hafen ihres Stockes zu gewinnen. —

c. Neue Forschungen über den Traum. Der italienische Gelehrte Sante de Santis hat an Kindern und Greisen, an gesunden und kranken Menschen eingehende Untersuchungen über die Verschiedenartigkeit ihrer Träume angestellt, deren interessante Ergebnisse er in seinem neuen Buch: „Isogni, studi psicologici e clinici“ veröffentlicht. Bei Kindern im Alter von 6 bis 13 Jahren steigt die Häufigkeit der Träume im umgekehrten Verhältnis zu ihrem Alter. Die Fähigkeit, sich an Träume zu erinnern, ist im allgemeinen schwach entwickelt. Bei sehr bewegten Träumen bleibt oft nur die Empfindung, die während des Traumes vorherrschte, im Gedächtnis, während ihre Ursache und alle phantastischen Nebenumstände des Traumes vergessen werden. Auch bei Greisen hat Sante de Santis die Beobachtung gemacht, daß die Häufigkeit der Träume mit zunehmendem Alter abnimmt. Die Träume sind nicht mehr von lebhaften Gefühlen begleitet und bestehen hauptsächlich aus dem Wiederaufleben alter Erinnerungen. Die Träume der Greise sind vor allem abhängig von atmosphärischen Einflüssen, der Windrichtung, barometrischen Schwankungen usw. Das hängt wohl auch mit der Thatsache zusammen, daß bei großen Barometer-Schwankungen der Schlafsturz stets außerordentlich häufig eintritt. Ueber die Träume bei normalen erwachsenen Menschen giebt der italienische Forscher folgende interessante Statistik: Circa 13 Proz. der Männer und 33 Proz. der Frauen träumen immer, 27 Proz. der Männer und 45 Proz. der Frauen träumen oft. Seltener träumen 50 Proz. der Männer und 13 Proz. der Frauen, und niemals 9 Proz. bei beiden Geschlechtern. Bei 85 Proz. der Männer und 72 Proz. der Frauen steigt der Inhalt ihrer Träume an häufigsten in Beziehung mit den Thatsachen des täglichen Lebens. Hysterischen und nervösen Menschen scheinen die Träume oft viel länger zu dauern als normalen. Das hängt aber von dem Gehaltsinhalt ihrer Träume ab. Schmerzhaftere Ereignisse, eine Agonie z. B., rufen die Illusionen hervor, daß der Traum sehr lange gedauert hat. Außerdem nimmt bei nervösen Menschen die Erwartung und Spannung heftigere Formen an. —

Musik.

Der Kultus, der fast überall, besonders aber in Wien und in norddeutschen Städten, seit langem mit dem Komponisten Brahms getrieben wird, hat seit geraumer Zeit eine ähnliche Erscheinung, nur in kleinerem Maße, an seiner Seite: den Kultus des Komponisten Dvoršak. Hier wie dort ist über eine doppelte Ungerechtigkeit zu klagen: über die gegen andere Komponisten, die dadurch wider ihren Wert zurückgedrängt werden, und über die gegen die Verherrlichten selber, deren Bedeutung dadurch verdunkelt, insbesondere bei den nun zur Opposition Gezeigten verkleinert wird. Anton Dvoršak, geb. 1841 in einem böhmischen Dertchen, ist seit etwa 26 Jahren mit zahlreichen, vorwiegend instrumentalen Kompositionen an die Öffentlichkeit getreten und hat sich als ein tüchtiger Meister bewährt: er besitzt wohl nicht den tiefen Ernst, dessen Brahms häufig fähig ist, dafür aber einen temperamentvolleren, langfreudigeren, vollstimmlicheren Zug, in welchem besonders die Verwendung von böhmischen Volksweisen oder von derartig klingenden Motiven hervortritt und Gegenstand von sehr verschiedentlicher Beurteilung geworden ist. Seine „sinfonische Dichtung“ „Seldensied“ (op. 111) wurde

am Montag (und in der von uns besuchten Probe am Sonntag) von den Philharmonikern unter Nikisch zum erstenmal aufgeführt, wahrscheinlich auch überhaupt zum erstenmal. Eine Programmnummer im Sinne wie Richard Strauß' „Heldenleben“, wo alle erdenkliche Nachfertigung des Titels versucht wird, ist es nicht, und sein Titel ist nicht einmal so weit begrifflich wie der von Beethovens „heroische Symphonie“. Was es auszeichnet, ist eine ganz besonders einseitliche Entwicklung der Grundgedanken. Es setzt so eine Reihe von Symphonien fort, die seit etwa 1841, seit Schumanns D-moll-Symphonie, an die Stelle der älteren, die Sätze unabhängiger nebeneinander stehenden Werke dieser Art getreten sind und später auch von Liszt anderswo, z. B. in seinem zweiten Klavierkonzert A-dur, eine Ergänzung gefunden haben. Diese beiden Beispiele, die wir hier genannt haben, ergänzten das Programm jenes Konzerts, unter Mitwirkung des zur Genuge berühmten Klaviervirtuosen E. Nikisch. Voran ging Beethovens „Achte“; über das Zeitmaß der zwei Mittelsätze wird man sich schwerlich ganz einig, über die Verschleppung des Trios zum Menuett jedoch, wie in jenem Konzert, darf man wohl sagen, sie war so arg, daß sie die Wirkung eines solchen Abwechslens vererbte.

Im übrigen gehen diese und ähnliche Konzerte in bekannter Weise weiter, so daß hier wenig zu berichten und zu beurteilen bleibt. Frau Lili Lehmann ist nun einmal die große Sangeskünstlerin mit der unsagbaren Weichheit und doch reichsten Fülle des Tones und der ruhigen und doch fest zugreifenden Vornehmheit des Vortrags. Beim Anhören ihres ersten diesmaligen Viederabends trat immerhin die Verschiedenheit deutlich hervor, daß sie die unmutigen, stilleren Sachen besser liegen als die gewichtigen. Das Dacapo von R. Wagners „Schmerzen“ war anscheinend mehr eine Anstandsforderung, das von Schuberts „Im Grünen“ und von Löhves „Des Glockentümmers Töchterlein“ war das Ergebnis der allerhellsten Publikumsfreude. — sz.

Archäologisches.

k. Eine römische Gießkanne. In dem soeben erschienenen Bulletin der Pariser „Société des Antiquaires“ berichtet Saglio über die Auffindung eines merkwürdigen Thongefäßes. Es handelt sich um ein Gefäß, das von vielen kleinen Löchern durchbohrt und wahrscheinlich als Gießkannenbrause anzusehen ist. Diese seltsame Gießvorrichtung wurde unlängst in einem Kindergrabe in Saintes aus römischer Zeit gefunden. Es gilt heute als sicher, daß die Römer ihre Pflanzen nicht allein bewässerten, sondern ihnen auch mit Hilfe von Saughebern, wie sie ähnlich bei Feuerstrümpfen verwandt wurden, oder mit schnabelförmigen Gefäßen, deren Strahl sie lenkten, Wasser zugeführt haben. Aus der jetzt aufgefundenen Brause scheint aber hervorzugehen, daß sie auch das Wasser mittels durchbohrter Gefäße zu verteilen verstanden. Ein ähnlicher Gegenstand aus Bronze wurde schon in Tosano in Italien gefunden. An einem langen Stiel sitzt eine Art Brause, die an ihrem unteren Teil von zahlreichen kleinen Löchern durchbohrt ist. Ein anderer derartiger Bronzegegenstand befindet sich auch im Berliner Museum und wurde von Friedrichs als „Faslutensil“, das bestimmt ist, den Pfeffer zu zerhacken“ interpretiert. Der römische Gebrauch des Pfeffers, der z. B. in der Formel: „Thu' Pfeffer hinein und trage auf“, zum Ausdruck kommt, die den Schluß aller Rezepte von Apicius bildet, macht diesen Gebrauch nicht unwahrscheinlich. Ein Glasgegenstand im Neapeler Museum mit zerbrochenem Stiel und abgeflachter Brause, die unten von Löchern durchbohrt ist, weist ebenfalls darauf hin. Auch die in Saintes gefundene Brause kann ebensowohl zum Begießen der Pflanzen, wie zum Würzen der Gerichte auf der Tafel, oder in der Küche verwandt worden sein. —

Aus dem Pflanzenleben.

vi. Verbreitung von Pflanzen durch Fische. Es ist eine längst bekannte Thatsache, daß Pflanzen vielfach in andere Gegenden, zum Beispiel auf einsame, ferne Inseln durch Vögel in der Weise verschleppt werden, daß die Wasservögel die Früchte verzehren und die Samen an einem weit entfernten Orte, nachdem sie den Verdauungskanal passiert, in keimfähigem Zustande wieder absetzen. Auf diese Weise wurden auf den Moluden, den Hebriden und Fidjisch-Inseln verschiedene Gewürzpflanzen und die Kaffeepflanze verbreitet. Bisher wußte man aber nicht, daß auch durch Fische Pflanzen verbreitet werden können. Aberdings hat schon Darwin seiner Zeit die Vermutung ausgesprochen, daß auch durch diese eine Verbreitung geschehen könne, aber er hatte dafür keinen Beweis beibringen können. Dieser Beweis ist neuerdings von Hochreutiner durch Versuche erbracht worden, die er in dem botanischen Laboratorium der Universität Genf angefertigt hat. Er fütterte Fluhbarsche, Kraxen und andere Fische mit Früchten von Bitterklee, Frohlocksel, Igelkopf und anderen Pflanzen, und konstatierte, daß die Samen durch die Verdauungskanäle der Fische gehen können, ohne ihre Keimfähigkeit einzubüßen, nachdem sie ein bis drei Tage im Darmlanal der Fische geblieben waren. Diese von den Fischen gefressenen Samen erwiesen sich sogar in einigen Fällen keimfähiger als die gleichen Samen, die zum Vergleich ausgefütet waren, ohne den Verdauungskanal der Fische passiert zu haben. —

Technisches.

— **Robhaut-Getriebe.** Unter „Robhaut“ versteht man einen Werkstoff zur Herstellung von geräuschlos arbeitenden Zahnradern und Triebwerken, der, wie der „Prometheus“ der „Werkmeister-Zeitung“ entnimmt, aus besonders zubereiteter roher Lederhaut in der Weise gewonnen wird, daß Scheiben der letzteren, mit einem eigentümlichen Kitt bestrichen, auf einander gelegt und unter hohem hydraulischem Druck zusammengepreßt werden. Die auf diese Weise gewonnene Robhautmasse läßt sich bohren, abbrechen, fräsen, überhaupt so bearbeiten wie Metall. Aus ihr stellt man einzelne Zahnräder für solche Triebwerke her, auf deren geräuschlosen Gang man Wert legt, der sich aber mit Nädern aus Stahl, Eisen oder Bronze nicht erreichen läßt. Robhaut wird der hierzu bisher verwendeten Vulkanfaser vorgezogen, weil sie bei größerer Elastizität fester und widerstandsfähiger ist und sich deshalb weniger leicht abnutzt, außerdem weniger empfindlich gegen Feuchtigkeit ist, als Vulkanfaser. Für Näder von größerem Durchmesser werden nur die Zahnkränze aus Robhaut gefertigt und auf dem eisernen Nadelkörper zwischen Scheiben mittels Bolzen befestigt. Robhauträder bedürfen im Betriebe keiner Schmierung, es empfiehlt sich jedoch, sie nach dem Bearbeiten in Leinölstrich zu tauchen und dann mit Graphit oder einem guten Graphitfett zu überziehen. —

Humoristisches.

— **Auf der Hochzeitsreise.** „Gnädigste sagen, daß Sie auf der Hochzeitsreise sind? Wo ist denn der Herr Gemahl?“ „Der sitzt in „Nichttrauer“. Er kann den Cigarettenqualm nicht vertragen.“ —

— **Aus Ostelbien.** „Vor allem müssen wir darauf sehen, daß in unsern Schulen mit Bildung und andern modernen Kram nicht übertrieben wird. Wenn die Jungens das Vaterunser können und wissen, wie ihr König heißt, so ist das vollauf genug.“ — („Simpl.“)

— **Neues von Serenissimus.** Der „Frankf. Bzg.“ wird geschrieben: Ein hoher Herr hat kürzlich irgendwo in Deutschland einen denkwürdigen Anspruch gethan, welcher verdient, der Allgemeinheit bekannt gegeben zu werden. Das Ganze klingt wie eine Geschichte von Serenissimus, und soll auch, der Diskretion halber, als solche erzählt werden. Also: Serenissimus besucht eine seiner Residenz benachbarte aufblühende Stadt. Er fährt mit dem Bürgermeister durch eine Straße von schönen neuen Häusern. Gebanenvoll betrachtet er die Herrlichkeit eine Weile und wendet sich dann an den Stadtgewaltigen: „Ach, ach — schöne Straße! Häuser alle hier gebaut?“ —

Notizen.

— Im Berliner Opernhause wird die Oper „Grille“ von Doeber am 28. November zum erstenmal gegeben. Am 29. November eröffnet die Melba ein Gastspiel. —

— E. von Keshserlings Schauspiel „Ein Frühlingsopfer“ ist als Buch bei S. Fischer (Berlin) erschienen. In demselben Verlag erschien auch ein neues Drama von Karl Hauptmann, „Ephraims Weite“. —

— Paul Lindaus neues Lustspiel „Der Herr im Hause“ wurde vom Burg-Theater in Wien zur Aufführung erworben. —

— Ulrike von Lebekow ist auf ihrem Gute Trieblich unsern Leitmerik in Böhmen im Alter von 95 Jahren gestorben. Die Entschlafene gehört durch ihre Beziehungen zu Goethe der deutschen Literaturgeschichte an. In Karlsbad, wo sie sich in den Jahren 1822 und 1823 in Begleitung ihrer Mutter aufhielt, lernte sie der greise Dichter kennen und faßte eine leidenschaftliche Neigung zu dem jungen Mädchen. Dieser Liebesbund ist die Veranlassung geworden zu der „Trilogie der Leidenschaft“. —

— Ein Preis ausschreiben für ein Volksbuch, das die Gesundheitspflege in allgemein verständlicher Form behandelt, erläßt der „Deutsche Verein für Volkshygiene“ (Berlin). Als Preis stehen 10 000 M. zur Verfügung. —

— Im Brüsseler vlämischen Theater wurde Gerhart Hauptmanns „Fuhrmann Henschel“ in vlämischer Uebersetzung mit großem Erfolge aufgeführt. —

c. „Die Bluthochzeit“ von Albert Lindner, dem unglücklichen, im Jahre 1898 in Dalldorf gestorbenen deutschen Dramatiker, will Henry Irving in der nächsten Saison am Theatrum in London zur Aufführung bringen. —

— In Odesa ist ein städtisches Kunstmuseum eröffnet worden. Besonders reich ist die Abteilung für Kunst und Kunstgewerbe der Japaner. —

— Die älteste Dampfmaschine der Welt ist nach einem 120 jährigen Betriebe außer Dienst gestellt worden. Es ist dies eine Balanciermaschine mit hölzernem Balancier, deren Zylinder einen Durchmesser von 62 engl. Zoll hat. Diese Maschine ist Eigentum der Kanal-Schiffahrt-Gesellschaft zu Birmingham und wurde im Jahre 1777 in der Maschinenfabrik in Soho bei Birmingham erbaut, die James Watt begründet hatte. —